Zur sozialen Verträglichkeit des Reichtums

Autor(en): **Mäder, Ueli / Streuli, Elisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology**

Band (Jahr): **28 (2002)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-814410

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Zur sozialen Verträglichkeit des Reichtums[1]

Ueli Mäder*, Elisa Streuli**

1 Einleitung

Die Frage der sozialen Ungleichheit wird, sofern in der Soziologie noch thematisiert, vorwiegend auf den Aspekt der Armut fokussiert. Wie aber steht es mit dem Reichtum? Für ein umfassendes Verständnis der sozialen Ungleichheit ist die ganze Bandbreite der Verteilung von Geld und Lebenschancen wichtig. Wir befassen uns hier mit Aspekten des Reichtums. Der quantitative Teil des Beitrags thematisiert, was unter Reichtum zu verstehen ist und wie die Einkommen und Vermögen in der Schweiz verteilt sind. Die Leitfaden-Gespräche mit Reichen werfen, wie im qualitativ orientierten Teil des Beitrags dargestellt, ein Licht darauf, wie Reiche ihre Situation reflektieren und die Frage nach der sozialen Verträglichkeit des Reichtums beurteilen.

Die einflussreichen Sozialethiken stellen den Reichtum seit der alttestamentarischen Zeit als grundsätzlich positiv und notwendig hin. Die Wertschätzung des Reichtums ist von einer Haltung geprägt, die das gesellschaftliche Risiko einer starken Konzentration von Reichtum und wirtschaftlicher Macht einbezieht und die Polarisierung zwischen Armut und Reichtum problematisiert. Die dominanten Sozialethiken postulieren einen verantwortlichen Gebrauch des Reichtums im Sinne des Allgemeinwohls und des sozialen Ausgleichs (Mäder, 2000). So erfolgte nach dem Zweiten Weltkrieg auch der Wiederaufbau in Westeuropa mit dem Versprechen, eine sozial regulierte Marktwirtschaft anzustreben. Die soziale Marktwirtschaft sollte die Arbeitnehmenden an einen gemässigten Kapitalismus binden und systemgefährdende Radikalisierungen sozialer Interessenkonflikte vermeiden. Neoliberale Ideologien weichen heute von diesen Vorstellungen ab. Sie versuchen teilweise, die einseitige Verteilung des Eigentums zu legitimieren. Dabei interessiert, wie Reiche die soziale Verträglichkeit ihres Reichtums betrachten. Wir beziehen das von Reichen geäusserte Selbstverständnis auf das erwähnte sozialethische Postulat und skizzieren ferner mögliche Perspektiven der Reichtumsforschung. Bevor wir nun diesen theoretischen Strang aufnehmen, greifen wir Aspekte aus

1 Grundlage des Beitrags ist die Vorstudie von Ueli Mäder und Elisa Streuli: «Reichtum in der Schweiz» (Zürich, 2002).

* Prof. Dr. Ueli Mäder, Institut für Soziologie, Petersgraben 27, 4051 Basel, (ueli.maeder@unibas.ch)

** Elisa Streuli, FHS-BB/*basis,* Thiersteinerallee 57, 4053 Basel, (elisa.streuli@fhsbb.ch)

dem quantitativen Teil unserer Vorstudie auf, die einen primär explorativen Charakter hat und in das wenig erforschte Gebiet des Reichtums vorzudringen versucht.

2 Quantitative Dimensionen des Reichtums

2.1 Reichtumsgrenzen

Im Volksmund sind Millionäre reich. Das Wort «Millionär» erschien erstmals 1843 in einer US-amerikanischen Zeitung, um ein riesiges Vermögen zu beschreiben. In jener Zeit lebten in New York-City und Massachusetts insgesamt nur 39 Millionäre (Mills, 1971, 101).

In der Schweiz gibt es heute rund 120'000 Haushalte mit einem Vermögen von einer Million Franken und mehr (Eidg. Steuerverwaltung (ESTV), 1999). Der «Millionär» hat seinen ursprünglich äusserst exklusiven Status eingebüsst. Der Begriff beinhaltet aber bis heute eine gewisse Faszination, zumindest wenn die Million in US-Dollar, D-Mark oder Franken angegeben wird. Als einzige Schwelle zur Bestimmung von Reichtum ist «die Million» aber nicht hinreichend.

Wenn Armut das «untere Ende» einer materiellen Verteilung bezeichnet, handelt es sich beim Reichtum um das «obere Ende». Wie schon bei den Armutsgrenzen ist es auch hier schwierig, eine allgemeingültige Reichtumsgrenze zu definieren: Stellt sich bei der Armutsforschung die Frage, ob es zum Existenzminimum «ein Dach über dem Kopf» braucht, oder ob ein «Pappkarton» reicht (Piachaud, 1992, 65), ist in der Reichtumsforschung unklar, ob jemand bereits mit einer Villa reich ist, oder ob dazu noch ein Swimmingpool und ein Mercedes oder zumindest vier Wochen Ferien in der Karibik gehören. Wie die Armutsdefinition basiert auch jede Reichtumsdefinition auf unterschiedlichen Wertvorstellungen.

2.1.1 Einkommen

In der Armutsforschung wird die Armutsgrenze nach *objektiven* oder nach *subjektiven* Kriterien festgelegt. Die «objektive» Armut wird entweder *absolut* als Betrag in Franken festgelegt oder *relativ* in Bezug zu einer durchschnittlichen Grösse betrachtet (vgl. hierzu Leu, Burri und Priester, 1997, 10 f.).[2] Analoge Konzepte werden bei der Reichtumsforschung angewendet: Eine Publikation aus den USA schlägt vor, eine absolute Reichtumsgrenze bei 900% der nationalen Armutsschwelle festzulegen (Haseler, 2000, 188). In der Schweiz wäre dies für eine Person zwischen 200'000 und 250'000 Franken netto pro Jahr für einen Einpersonenhaushalt.[3]

---

2 Eine absolute Grenze i. S. einer «objektiv» festgelegten Grösse gibt es nicht: Bei der Festlegung der absoluten Grenze spielen auch das Niveau eines Landes sowie subjektive Einschätzungen eine Rolle. Für eine ausführliche Diskussion vgl. Leu et al. 1997.

3 Der Betrag variiert in Abhängigkeit von der gewählten Armutsgrenze. In der Schweiz sind die

Allerdings hängt Reichtum in erster Linie vom wirtschaftlichen Niveau eines Landes ab und ist somit relativ. Die deutsche Reichtumsforschung setzt die Reichtumsgrenze auf 200% des durchschnittlichen Einkommens, unter Berücksichtigung der Haushaltsgrösse.[4] In der Schweiz lag die 200%-Schwelle 1992 bei rund Fr. 92'000.– (Leu et al. 1997, 341). Vereinfachend kann die relative Reichtumsschwelle für einen Einpersonenhaushalt bei Fr. 100'000.– netto pro Jahr festgelegt werden. Eine vierköpfige Familie wäre dementsprechend ab einem Haushaltseinkommen von Fr. 200'000.– reich.

Verschiedentlich wurde versucht, aus der Bevölkerungsmeinung eine subjektive Reichtumsgrenze zu ermitteln. Eine US-Studie aus den 50er Jahren ergab, dass die Befragten auf jedem Niveau nur ein kleines bisschen mehr besitzen wollten, unabhängig davon, wie hoch dieses Niveau war (Merton, 1957, 136). Gemäss einer deutschen Studie nähern sich die Vorstellungen über ein «sehr gutes» Einkommen zwar mit zunehmender Einkommenshöhe dem tatsächlichen Einkommen an, doch bleibt für die höchste Einkommensgruppe immer noch eine Differenz von 30% zwischen dem tatsächlichen und einem subjektiv «sehr guten» Einkommen bestehen (Weick, 2000, 4)[5].

2.1.2 Vermögen

Wichtiger als das Einkommen ist bei der Reichtumsmessung das Vermögen: Während das Einkommen zum grossen Teil für den «angemessenen» Lebensunterhalt aufgewendet wird, vermehrt sich das Vermögen in Form von Zinsen und anderen Kapitalerträgen fortwährend.

Für die Beratungsfirmen Merrill Lynch und Gemini Consulting sind Individuen ab 1 Million US-Dollar Vermögen zu den Reichen – bzw. den «HNWIs» (High-net-worth-individuals) – zu zählen. Auch hier zeigt sich die Definitionsmächtigkeit des «Millionärs». Nach Huster (1997, 13) kann ein Vermögen dann als «Reichtum» bezeichnet werden, wenn die Erträge ohne Erwerbsarbeit einen gehobenen Lebensstandard ermöglichen, ohne dass die Vermögenssubstanz angegriffen werden muss. Um jährlich 100'000 Franken zu generieren, wäre (bei einer

---

Grenzen der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (SKOS) und jene der Ergänzungsleistungen (EL) gebräuchlich.

4 Ein Vierpersonenhaushalt benötigt für den gleichen Lebensstandard ein höheres Einkommen als eine Person allein. Der Bedarf ist allerdings nicht viermal, sondern ca. doppelt so hoch. D. h. ein Einpersonenhaushalt mit Fr. 100'000.– Einkommen ist etwa gleich gut gestellt wie ein Vierpersonenhaushalt mit Fr. 200'000.–. Dieses Einkommen wird als Äquivalenzeinkommen oder relatives Haushaltseinkommen bezeichnet. Der Bedarf eines Haushalts wächst mit zunehmender Grösse des Uaushaltes um einen Faktor, der ungefähr der Wurzel aus der Haushaltsgrösse entspricht (Atkinson, Rainwater und Smeeding, 1995).

5 Die Zahlen gelten für die alten Bundesländer. Für die höchste Einkommensgruppe in den neuen Bundesländern beträgt die Differenz zwischen dem tatsächlichen und einem subjektiv «sehr guten» Einkommen sogar 60%.

angenommenen Kapitalrendite von 5%) ein Vermögen von 2 Millionen Franken erforderlich.

Aus den Steuerstatistiken in der Schweiz können Vermögens-Millionäre nur auf Haushaltsebene gemessen werden. In der Schweiz besitzen insgesamt rund 120'000 Haushalte (ca. 3% der Steuersubjekte[6]) ein Vermögen von mindestens 1 Million Franken, 12'000 Haushalte (ca. 3 Promille der Steuersubjekte) besitzen 5 Millionen Franken oder mehr (ESTV, 1999).

2.2 Quellen der amtlichen und nicht-amtlichen Statistik

Für eine Annäherung an die Einkommens- und Vermögensverteilung in der Schweiz steht eine Reihe von Datenquellen der amtlichen und nicht-amtlichen Statistik zur Verfügung. Die wichtigste Quelle sind die *kantonalen und eidgenössischen Steuerstatistiken zu Einkommen und Vermögen.* Trotz vieler legaler und illegaler Möglichkeiten für Reiche, ihr Einkommen und Vermögen zu «bereinigen», ist die Steuerstatistik von allen amtlichen Datenquellen die zuverlässigste. Allerdings ist die Steuereinheit der Haushalt, d. h. dieser wird in den Statistiken unabhängig von der Personenzahl ausgewiesen. Dies hat zur Folge, dass Äquivalenzeinkommen und Pro-Kopf-Vermögen nicht ermittelt werden können. Auch ein Rückschluss auf andere Merkmale wie Bildung oder Beruf ist anhand der Steuerstatistik nicht möglich.

Die Angaben der übrigen Quellen beruhen auf freiwilligen Selbstauskünften. Es liegt nahe, dass Reiche in einer telefonischen, schriftlichen oder Face-to-Face-Befragung ihr Einkommen und Vermögen kaum höher als in der Steuererklärung beziffern. Ein Vergleich von Interview- mit Steuerdaten im Rahmen der Schweizerischen Armutsstudie von Leu et al. (1997) ergab, dass Vermögende die Angaben zum Einkommen häufiger verweigern, dass Personen in hohen Einkommensklassen ihr Einkommen systematisch als zu niedrig angeben und dass die Validität der Angaben zu den Kapitaleinkommen typischerweise sehr gering ist (Burri, 1998). Eine wirkliche «Oberschicht» entzieht sich dem Zugang über Massendaten; auch bei der gewählten Abgrenzung der reichsten 10%[7] handelt es sich eher um eine «obere Mittelschicht» (vgl. dazu auch Lamprecht und Stamm, 2000, 276).

Unter Berücksichtigung dieser Vorbehalte stützten wir uns für die Einkommens- und Vermögensverteilung zur Hauptsache auf kantonale und eidgenössische Steuerstatistiken sowie auf publizierte Ergebnisse der *Schweizerischen Lohnstrukturerhebung (LSE)* und für den Zusammenhang des Einkommens zur

6 In der Regel entspricht das Steuersubjekt dem Haushalt. Die Anzahl der Steuersubjekte in der Schweiz beträgt ca. 3,9 Millionen, jene der Haushalte 2,9 Millionen. Die Abweichung ist dadurch bedingt, dass volljährige Kinder und nicht verheiratete Erwachsene im selben Haushalt mehrere Steuersubjekte bilden.

7 Gemessen am Erwerbs- und am Äquivalenzeinkommen. Die Dezilgrenze liegt bei beiden Einkommensindikatoren etwas über Fr. 100'000.– pro Jahr für einen Einpersonenhaushalt.

sozialen Lage auf die Daten der *Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung (SAKE).* Weiterführende Analysen des Zusammenhangs zwischen Einkommen und Konsummustern anhand der *Einkommens- und Verbrauchserhebung (EVE)* sowie zwischen Einkommen und beispielsweise Aspekten zu Gesundheit und Lebensqualität anhand des *Schweizerischen Haushaltpanels (SHP)* konnten im gegebenen Rahmen und zum Zeitpunkt der Niederschrift nicht berücksichtigt werden. Eine wichtige Quelle waren diverse Artikel des *Wirtschaftsmagazins BILANZ,* insbesondere die jährlich erscheinende Publikation zu den 300 Reichsten der Schweiz.

Andere nicht-amtliche Quellen wie beispielsweise Versicherungs- und Bankenstatistiken, Statistiken zu Kadersalären waren uns leider nicht zugänglich. Wir verwendeten deshalb vorhandene Sekundärliteratur (Pressekonferenz zur Salärstudie Kadersaläre Schweiz; Aktienbesitz in der Schweiz 2000, Erben und Schenken sowie diverse ökonomische Publikationen).

2.3 Vermögensverteilung, Einkommen und soziale Lage

2.3.1 Einkommens- und Vermögensverteilung

In der Schweiz leben

- 120'000 Millionärshaushalte (bzw. 3% der Steuersubjekte), welche die Hälfte des gesamten Privatvermögens besitzen
- 12'000 Haushalte (bzw. 3 Promille der Steuersubjekte) mit mindestens 5 Millionen Franken, die ein Viertel des gesamten Privatvermögens besitzen.

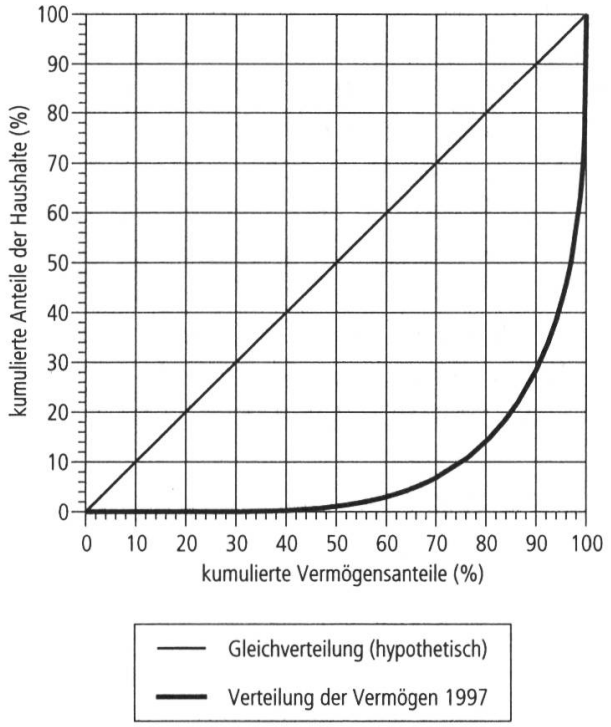
Gemäss der neuesten Publikation der gesamtschweizerischen Vermögensstatistik betrug am 1.1.1997 das Reinvermögen der natürlichen Personen (alle steuerpflichtigen Haushalte, ohne Firmen) in der Schweiz 750 Milliarden Franken[8].

60% der Steuerpflichtigen besitzen weniger als 3% des Privatvermögens. Umgekehrt verfügen 3% über die Hälfte des Vermögens.

Innerhalb der Gruppe der Reichen ist nochmals eine kleine Schicht von sehr Reichen mit je einem Haushaltsvermögen von 5 Millionen und mehr auszumachen: Fast ein Viertel des gesamten schweizerischen Reinvermögens ist im Besitz von 3 Promille der Haushalte. Diese rund 12'000 Privat-Haushalte besitzen durchschnittlich je 14,7 Millionen Franken Vermögen. In einer Gesellschaft mit absoluter Gleichverteilung würden 3 Promille der Haushalte in der Schweiz 3 Promille des Vermögens besitzen. Da jedoch 3,1 Promille fast ein Viertel (23,71%) besitzen, entspricht dies einem Faktor von 76,48. d. h.: Die absolut reichste Gruppe in der Schweiz besitzt 76,5 mal soviel Vermögen, wie es ihrem Anteil an der Bevölkerung entsprechen würde.

8 Genau: Fr. 749'964'400'000.– (ESTV 1999).

Abbildung: 1 Verteilung des Reinvermögens (in Prozent, kumuliert)



Quelle: ESTV 1999

2.4 Einkommen und soziale Lage

Aus früheren schweizerischen Untersuchungen (Levy, 1997; Levy, Joye, Guye und Kaufmann, 1997; Lamprecht und Stamm, 2000) ist bekannt, dass in mittleren Lagen eine Vielzahl von Statusverknüpfungen zwischen Bildung, Beruf und Einkommen existiert, dass jedoch in den Extremen der gesellschaftlichen Rangordnung eine hohe Kristallisation feststellbar ist: Leute mit hohem Einkommen verfügen meist auch über eine hohe Bildung und eine hohe berufliche Position. Im Folgenden wird anhand der Daten der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung SAKE 1999 für die ständige Wohnbevölkerung die relative Einkommensposition mit weiteren Dimensionen der sozialen Lage verglichen. Die Angaben beziehen sich auf alle *20- bis 59-jährigen Befragten*, welche ein *Haushaltseinkommen grösser Null* angegeben hatten.[9]

9 Diese Einschränkung gilt für alle folgenden Auswertungen, d. h. zum Erwerbseinkommen als auch zum relativen Haushaltseinkommen. Damit beziehen sich die beiden Auswertungsarten auf die gleiche Grundgesamtheit und können miteinander verglichen werden.

Tabelle 1: Geschlecht, Alter und Nationalität, in Prozent

	Erwerbseinkommensgruppen		
	Unterste 10%	> 10% bis ≤ 90%	> 90%
Geschlecht			
Weiblich	75.5	45.5	8.4
Männlich	24.5	54.5	91.6
Total	100	100	100
Alter			
20–29	19.1	21.8	1.7
30–39	32.6	34.6	27.5
40–49	23.9	26.0	40.0
50–59	24.4	17.7	30.8
Total	100	100	100
Nationalität			
SchweizerIn	73.7	77.3	84.5
AusländerIn	26.3	22.7	15.5
Total	100	100	100

Quelle: SAKE 1999, Individualgewichtung, nur Beobachtungen mit Haushaltseinkommen > 0

Tabelle 2: Bildung und Berufsposition, in Prozent

	Erwerbseinkommensgruppen		
	Unterste 10%	> 10% bis ≤ 90%	> 90%
*Bildung**			
Stufe 1	25.7	16.7	1.7
Stufe 2	61.7	62.2	29.1
Stufe 3	12.6	21.2	69.2
Total	100	100	100
Berufsposition			
Führungskräfte	1.2	18.1	65.5
Technik und Büro	4.0	37.6	25.9
Dienstleistungen	4.9	32.0	7.5
Maschinen-/Hilfsarbeit	0.7	11.2	0.6
Nicht erwerbstätig	89.1	1.1	0.5
Total	100	100	100

Anmerkungen

* Codierung der Bildungsvariable:
Stufe 1 = Obligatorische Schule, Anlehre, Haushaltslehrjahr, Haushaltsschule
Stufe 2 = Diplommittelschule (DMS), Berufslehre, Vollzeit-Berufsschule, Matura
Stufe 3 = Höhere Berufsausbildung, Technikum, höhere Fachschule, Fachhochschule, Universität, Hochschule

Quelle: SAKE 1999, Individualgewichtung, nur Fälle mit Haushaltseinkommen > 0

Die Tabellen werden folgendermassen gelesen: Von den 10% Befragten mit dem höchsten Einkommen sind 8,4% Frauen und 91,6% Männer. Ein höherer Prozentanteil bei den 10% mit dem höchsten Einkommen im Vergleich zur untersten und der mittleren Kategorie bedeutet, dass diese Gruppe häufiger zu den Bestverdienenden gehört, als bei gleicher Verteilung zu erwarten wäre. Gruppen, die bei den 10% mit dem höchsten Einkommen häufiger vertreten sind, als es ihrem Bevölkerungsanteil entsprechen würde, sind Über-40jährige, Männer und SchweizerInnen.

Der Vergleich von Bildung und Erwerbseinkommen zeigt erwartungsgemäss, dass Befragte mit höherer Bildung häufig zu den 10% Bestverdienenden gehören, Befragte mit Primärbildung hingegen mehrheitlich zu den 10% der am wenigsten Verdienenden. Führungskräfte sind mehrheitlich in der obersten Einkommensposition anzutreffen, wenngleich die Bezeichnung «Führungskräfte» eine sehr weit gefasste und heterogene Kategorie darstellt.

Zur Beurteilung der verfügbaren finanziellen Ressourcen *im Haushalt* ist statt dem Erwerbseinkommen das Haushaltseinkommen, bereinigt durch die Anzahl der Haushaltsmitglieder (Äquivalenzeinkommen, vgl. Fussnote 6) die aussagekräftigere Grösse. Knapp die Hälfte der 10% Bestverdienenden gehört auch zu den reichsten 10% (gemessen am Äquivalenzeinkommen im Haushalt). Diese Gruppe, die sowohl zu den 10% Bestverdienenden als auch zu den 10% mit den grössten finanziellen Ressourcen im Haushalt gehört, ist *überwiegend männlich, über 40jährig, schweizerischer Nationalität, hat eine höhere Ausbildung und eine Stelle im Management und lebt nicht mit Kindern in einem Haushalt.*[10] Der Anteil an den Geschiedenen oder getrennt Lebenden bei dieser Gruppe der Reichsten ist fast doppelt so hoch wie bei den anderen Gruppen, was zum Teil auf einen Alterseffekt zurückzuführen ist.

Die Befunde zeigen in Übereinstimmung mit den zitierten früheren Untersuchungen eine hohe Statuskristallisation bei den obersten 10% der Einkommenshierarchie.

2.4.1 Einkommensverharrung und Einkommensmobilität

Tabelle 3 zeigt die Übergänge zwischen den relativen Einkommenspositionen anhand des Äquivalenzeinkommens von 1991 bis 1999. Die Zellhäufigkeit in der Diagonalen bezeichnet den Anteil der Verharrung, die Häufigkeit in den anderen Zellen den Anteil an Einkommensmobilität, und zwar eine umso grössere Mobilität, je weiter die Zelle von der Diagonalen entfernt ist.

10 Dies bedeutet keineswegs, dass diese Gruppe keine Kinder hat. Es ist auch möglich, dass die Kinder bereits ausgezogen sind oder dass die Männer nicht (mehr) mit der Familie zusammenleben.

Tabelle 3: Zugehörigkeit zu Äquivalenz-Einkommensdezilen nach Vorjahreszugehörigkeit

Aktuelles	Vorjahr (in%)										
Jahr (in%)	1. Dezil	2. Dezil	3. Dezil	4. Dezil	5. Dezil	6. Dezil	7. Dezil	8. Dezil	9. Dezil	10. Dezil	Total
1. Dezil	**59**	20	6	4	3	2	2	1	1	2	100
2. Dezil	20	**42**	20	8	3	2	1	1	2	1	100
3. Dezil	8	21	**36**	17	7	4	3	1	1	2	100
4. Dezil	5	8	20	**32**	16	8	4	3	2	2	100
5. Dezil	2	3	8	21	**32**	17	8	4	2	3	100
6. Dezil	2	2	4	9	21	**31**	16	8	4	3	100
7. Dezil	1	2	2	4	10	20	**33**	17	7	4	100
8. Dezil	1	0	1	3	4	9	21	**36**	19	6	100
9. Dezil	0	1	1	1	1	4	8	23	**44**	17	100
10. Dezil	2	1	2	1	3	3	4	6	18	**60**	100
Total	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	

Quelle: Streuli & Bauer, 2002, 104

Von einem Jahr zum nächsten finden durchaus Bewegungen zwischen den Dezilen statt, aber die Verharrungstendenz ist insbesondere im 1. Dezil (bei den 10% Ärmsten) sowie im 10. Dezil (bei den 10% Reichsten) jeweils mit ca. 60% relativ hoch. Gegen die mittleren Lagen hin nimmt die Verharrungstendenz ab; im 4. bis 7. Dezil beträgt sie jeweils noch knapp ein Drittel. Dies bedeutet, dass sich eine bestimmte *relative* finanzielle Lage über die Zeit umso besser hält, je weiter entfernt diese Lage von der Mitte liegt. Eine mittlere Lage ist eher Veränderungen ausgesetzt, welche durch Wechsel im Beruf oder in der Haushaltszusammensetzung bedingt sein können: Im Zuge der Individualisierung werden Lebensverläufe entstrukturiert und Statusmobilitäten verstärkt. Dies gilt jedoch vorwiegend für die mittleren Lagen. Wer an den Enden der Statushierarchie lebt, hat eine wesentlich geringere Chance, die relative Position zu verbessern bzw. ein geringeres Risiko, dass sich diese verschlechtert. Für alle Einkommenspositionen gilt, dass Statusveränderungen umso unwahrscheinlicher werden, je grösser ihr Ausmass ist: Plötzlicher Reichtum (die erste Spalte in der letzten Reihe) und plötzliche Armut (die letzte Spalte in der ersten Reihe) ist rund 30 mal weniger wahrscheinlich, als ganz unten bzw. ganz oben zu bleiben.

Trotz Entstrukturierunstendenzen und Bastelbiographien ist eine hohe Einkommensposition im Zeitverlauf relativ stabil. Mit anderen Worten: Wer reich ist, bleibt es mit grosser Wahrscheinlichkeit auch weiterhin.

3 Wie Reiche ihren Reichtum reflektieren

3.1 Zugang

Wir führten im Rahmen unserer Arbeit über den «Reichtum in der Schweiz» vertiefende Gespräche mit dreissig Personen. Dabei orientierten wir uns am qualitativen Interview (Flick, 2000), teilweise auch an der nicht-direktiven Gesprächsführung (Rogers, 1944). Ein Leitfaden diente dazu, einen Teil des Gespräches zu strukturieren. In Teilbereichen liessen wir uns – mit «frei schwebender Aufmerksamkeit» und spontanen Nachfragen – vom offenen Interview leiten. Mit narrativem Zugang versuchten wir auch, mehr über die Lebensgeschichten der Reichen und biographische Wendungen zu erfahren.

Bei der Auswahl der GesprächspartnerInnen kombinierten wir einfache Quoten- und Schneeballverfahren mit dem Ansatz eines «theoretical sampling» (Jüttemann, 1998). Wir stützten uns zunächst auf die Liste der dreihundert Reichsten (Bilanz, 12/00) und eine Typologie von René Levy (1997) ab. Er gliedert die Reichen in drei Gruppen. Zur ersten zählen Angehörige aus Familien der ehemaligen Aristokraten und Patrizier, deren Reichtum auf die Zeit vor der Industrialisierung zurückgeht. Die zweite setzt sich aus Mitgliedern von Familien zusammen, die mit der Industrialisierung reich geworden sind. Die dritte Gruppe ist mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegszeit in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts entstanden. Als vierte fügten wir die Softwaremillionäre an, die von den Möglichkeiten der Informations- und Kommunikationstechnologie profitieren. Wir berücksichtigten dabei auch Spitzenmanager und Unternehmer im Finanzsektor, die ihr Kapital dank dem Börsenboom der 90er Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts vermehrt hatten. Bei der Auswahl der GesprächspartnerInnen achteten wir darauf, aus jeder Gruppe mit mindestens drei Personen reden zu können, ohne damit den Anspruch zu erheben, die Gruppen aussagekräftig miteinander vergleichen zu können. Erste Kontakte kamen über persönliche Beziehungen zustande. Dabei erwiesen sich eigene sportliche Aktivitäten (nicht Golf) als hilfreich. Weitere Kontakte ergaben sich über die Empfehlungen unserer GesprächspartnerInnen, die wir jeweils nach «ganz anderen Reichen» fragten, um so auf möglichst verschiedene Personen und Sichtweisen zu stossen. Aus Kapazitätsgründen war es allerdings nicht möglich, dieses Auswahlverfahren bis zur «Sättigung» zu betreiben.

Bei den flexibel gehandhabten Leitfaden-Gesprächen stand die Frage nach der Sozialverträglichkeit des Reichtums im Vordergrund. Dabei interessierten Unterschiede zwischen dem so genannt alten und neuen Reichtum. Ein erster Komplex thematisierte die Vorstellungen über eine mögliche Typenbildung von Reichen. Wir fragten, wann jemand als reich betrachtet werde, was für unterschiedliche Gruppen von Reichen es gebe und wie sich diese nach Alter, Geschlecht, Nationalität, Durchlässigkeit, Stolz, Risikoverhalten und weiteren Aspekten

voneinander unterscheiden. Ein zweiter Bereich bezog sich auf die sozialen Netze. Wir wollten wissen, wer zu welcher Gruppe welche Beziehungen pflegt, wie die Bande zustande kamen und welche Bedeutung dabei familiäre, geschäftliche oder andere Beziehungen spielten. Wir baten unsere GesprächspartnerInnen, die jeweiligen Gruppen danach zu beschreiben, wie sie entstanden, sich zusammen setzen und welche spezifischen Ziele sie allenfalls verfolgen. Uns interessierte auch, wie häufig und welcher Art Kontakte zu andern Bevölkerungsgruppen unterhalten werden. Hinzu kam die Frage nach möglichen Gemeinsamkeiten reicher Personen.

Was die persönliche Zugehörigkeit zu den Reichen betrifft, wollten wir von unseren GesprächspartnerInnen wissen, ob sie sich selber als reich betrachten, falls ja, in welchem Sinne, seit wann, wie sie dazu gekommen waren. Weitere Fragen bezogen sich auf die Herkunft und den Werdegang. Dabei interessierten besondere Weichenstellungen und Schlüsselerlebnisse. Was das soziale Milieu und den Vergleich mit andern betrifft, fragten wir auch danach, wo heute, falls vorhanden, die Eltern, Geschwister, (Ehe-)Partner/innen und Kinder stehen.

Mit dem, was für das Lebensgefühl entscheidend ist, und mit der Beurteilung von Lebenschancen befassten wir uns in einem weiteren Gesprächsteil. Was bedeutet Reichtum für Sie? So lautete die Einstiegsfrage zu diesem Bereich. Vertiefende Nachfragen bezogen sich auf das, was das Glück und die Sicherheit ausmacht, was zur Macht gehört, was als Belastung und Verpflichtung empfunden wird. Dabei kamen auch konkrete Möglichkeiten zur Sprache, die der Reichtum den einzelnen GesprächspartnerInnen eröffnet oder verbaut: Wo stünden Sie heute ohne Reichtum? Was wäre in Ihrem Leben ohne Reichtum anders gelaufen?

Fragen nach Werthaltungen und nach dem Engagement führten näher zum Komplex der Sozialverträglichkeit des Eigentums. Dabei interessierten Begründungen für den oft angenommenen gesellschaftlichen Nutzen. Wir liessen die GesprächspartnerInnen auch Aussagen kommentieren wie: Reichtum nützt allen; oder: In der Schweiz können alle reich werden, die wirklich wollen. Wir fragten, welche Verantwortung dank (bzw. trotz) Reichtum wahrgenommen werden kann. Uns interessierte auch, wie die GesprächspartnerInnen die Frage nach der sozialen Ungleichheit beurteilen, welchen (staatlichen) Handlungsbedarf sie sehen, was sie von der Erbschaftssteuer halten, von der Kapitalgewinnsteuer, von der Mutterschaftsversicherung. Wir thematisierten hier die Bedeutung des (Sozial-) Staates. Hinzu kamen Fragen, die sich auf die spezifische Lebenslage der jeweiligen Person bezogen.

3.2 Eindrücke und Ergebnisse

Nach schriftlicher Vorankündigung war es bei allen GesprächspartnerInnen möglich, die Termine telephonisch abzusprechen. Die persönliche Kontaktnahme erwies sich als recht unkompliziert. In der Schweiz sind offenbar viele Reiche gut erreichbar. Die meisten GesprächspartnerInnen erlaubten es uns auch,

die Gespräche auf Band aufzunehmen. Wir vereinbarten, die Abschriften zu anonymisieren und nur autorisierte Textauszüge zu publizieren. Das bedeutete, dass für die popularisierte Buchfassung mehrere Passagen gestrichen werden mussten. Unser Ziel bestand darin, über diese Gespräche einen Einblick zu erhalten, um Orientierungs-Hypothesen (Biermann, 2000; Merton, 1957) bilden zu können, die sich nicht streng überprüfen, aber weiter differenzieren lassen. Wir verzichteten bei unserer ersten, einfach interpretierenden Auswertung auf eine systematische Codierung und Kategorisierung. Einzelne Kategorien definierten wir bereits am Anfang, andere gewannen wir auf der Grundlage der Gespräche.

Was zunächst auffällt, ist keineswegs überraschend: Es gibt ganz unterschiedliche Reiche: stolze Reiche, die machtbewusst, manchmal sogar protzend, mit ihrem Einfluss umgehen; verschämte Reiche, die ihren Reichtum verbergen und ihr Licht unter den Scheffel stellen; es gibt grosszügige Reiche und «knauserige» Reiche, progressive, konservative und viele Schattierungen dazwischen. Die Unterschiede sind beträchtlich; aber lassen sich auch Gemeinsamkeiten feststellen, die zwar nicht bei allen Reichen, jedoch bei etlichen mehr oder weniger ausgeprägt anzutreffen sind? Auf unsere Gespräche abgestützt, entwickeln wir stark vereinfacht und persönlich akzentuiert zehn Annahmen, die als nicht empirisch überprüfbare Orientierungshypothesen im Rahmen einer umfassenden Studie weiter zu fundieren wären.

Die gewonnenen Annahmen lauten: Erstens: Viele reiche Menschen verfügen über ein Selbstverständnis, das selbst-bewusst wirkt. Ihr Selbstvertrauen deutet auf eine gut ausgestattete Grundsicherheit hin. Zweitens: Reiche Menschen geraten öfters in Situationen, die folgenschwere Entscheidungen erfordern und Krisen auslösen können. Das hängt mit der Verwaltung des Reichtums und der beruflichen Position zusammen, aber auch mit der persönlichen Tendenz, offensive Strategien zu wählen, die eher konfliktiv sind. Drittens: Reiche Menschen stellen sich, auch wenn sie nach weiterem Reichtum trachten, häufig die Frage nach dem Sinn des Lebens. Gerade weil sie scheinbar fast alles haben (können), erhält diese Frage ein besonderes Gewicht. Die einen setzen sich damit philosophisch interessiert auseinander. Sie lieben es, im trauten Kreis oder wenn immer möglich darüber zu diskutieren. Andere leiden unter der Ungewissheit und dem Bewusstsein der Endlichkeit. Christlich motivierte Reiche wissen, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Sie kennen den Bibelspruch, nach dem «eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, denn ein Reicher in den Himmel kommt». Viertens: Kinder von Reichen haben besondere Gründe, weshalb sie sich oft recht einsam fühlen. Die einen wachsen auf einer schönen Insel auf, auf der sie aber nicht zeitlebens verweilen können; andere erleben schon früh turbulente Stürme, die tendenziell Mechanismen der Abschottung fördern. Fünftens: Reiche Menschen sind bezüglich vieler Lebensfragen eher aufgeschlossen. Sie legen bei ihren Lebensentwürfen viel Wert auf eine gute Ausbildung. Eine erhöhte Sensibilität ist

gegenüber ökologischen Fragen feststellbar. Sechstens: Reiche sind kulturell besonders interessiert und engagiert. «Alte Reiche» fördern vorwiegend traditionelle Einrichtungen wie die Oper und das klassische Theater. «Neue Reiche» unterstützen gerne avantgardistische Projekte. Siebtens: Auch die soziale Frage liegt vielen Reichen am Herzen. Menschen, die unverschuldet in Not geraten, sollen gezielt unterstützt werden. Wer reich ist, soll freiwillig dazu beitragen. Grosse Skepsis besteht gegenüber staatlich verordneter Umverteilung. Achtens: Reiche Menschen favorisieren das Primat der Wirtschaft. Sie haben grosses Vertrauen in die Marktkräfte. Dem Staat billigen sie eine bloss korrektive Ordnungsfunktion zu. Was sozio-ökonomische Vorstellungen betrifft, haben Reiche, auch wenn sie persönlich gerne in neue Technologien investieren, eher wertkonservative Haltungen. Neuntens: Reiche schreiben die Vermehrung ihres Reichtums überwiegend persönlichen Fähigkeiten zu. Sie attestieren das auch Personen, die hauptsächlich viel geerbt haben. Wer reich ist, scheint in unserer stark individualisierten Gesellschaft daran ein persönliches Verdienst zu haben. Reiche haben – teilweise wegen ihren materiellen Ressourcen – das Gefühl, über aussergewöhnliche Fähigkeiten zu verfügen. Zehntens: Reiche Menschen verbindet – bei allen Unterschieden – eine innere Verwandtschaft. Sie erkennen sich gegenseitig am Habitus und den feinen Unterschieden, auch wenn sie äusserlich nur wenig voneinander wissen.

3.3 Keine Typologie

Um die Gliederung reicher Menschen zu differenzieren, von der wir ausgegangen (Levy, 1997) sind, bräuchte es eine breiter angelegte Untersuchung. Typen lassen sich erklärend oder deskriptiv bilden; beschreibend, indem beobachtete Merkmale festgestellt und klassifiziert werden. Doch je mehr Merkmale in unterschiedlichen Kombinationen erscheinen, desto komplizierter gestaltet sich die Typenbildung. Eine vereinfachende Möglichkeit besteht darin, anstelle von Realtypen in Anlehnung an Max Weber Idealtypen zu konstruieren, die mit erklärendem Anspruch ausgewählte Aspekte der sozialen Realität aufgreifen und übersteigern.

In unserer Vorstudie stellen wir konkret Reiche vor, die Unternehmen aufbauen oder liquidieren, das Erbe selber vermehren oder verwalten lassen, das Kapital risikoreich oder zurückhaltend anlegen, Vermögen erhöhen oder zerstören, sich als Anleger, Händler, Industrielle betätigen. Wir beschreiben reiche Männer, die auf-, ab-, um- oder ausgestiegen sind, Frauen, die Karrieren ermöglichen oder selber machen, junge und alte Reiche, Angehörige alter Familiendynastien, Mäzeninnen und Manager. Die Aufzählung zeigt nochmals, wie vielfältig das keineswegs homogene «Lager der Reichen» ist. So ausgetüftelt Versuche einer realen Typenbildung sein mögen, sie werden stets vom sozialen Wandel überholt. Neue Differenzierungen sind zu berücksichtigen, wenn es darum geht, sich der sozialen Realität des Reichtums anzunähern. Je nachdem, wie Kriterien gewichtet werden, ergeben sich andere Konstellationen.

Wenn wir nun die Komplexität stark reduzieren und die Frage nach der sozialen Verträglichkeit des Reichtums aufgreifen, dann interessiert, ob sich ein Wandel vom alten zum neuen Reichtum dokumentieren und typenmässig stilisieren oder symbolisieren lässt. Bei unserer Betrachtung dieser nur scheinbar simplen Dualität fiel uns zweierlei auf: erstens der einkehrende Pragmatismus, der heute hinter vielen gemeinnützigen Investitionen steckt; und zweitens das zunehmende Engagement reicher Frauen im sozialen und kulturellen Bereich. Ein Indiz für den Pragmatismus ist der Übergang von («à fonds perdu») Schenkungen zum gezielten Sponsoring; wobei noch präziser zu fragen wäre, welche Motive sich hinter der früheren Grosszügigkeit verbargen. Vermutlich gab es auch damals viel Berechnendes, wenn Gutes getan wurde, sei es, um den sozialen Frieden zu wahren, soziale Gegensätze auszugleichen, den eigenen Reichtum zu legitimieren oder einen göttlichen Auftrag zu erfüllen.

Was heute die vielen spendefreudigen Frauen betrifft, weisen gängige Interpretationen auf unterschiedliche geschlechtsspezifische Mentalitäten hin. Ein wichtiger Grund liegt indes in der demographischen Entwicklung. Es gibt einfach mehr alte Frauen und Erbinnen als alte Männer. Vereinfachend stellen wir allerdings fest, dass sich, wie auch in der sechsten Orientierungs-Hypothese angesprochen, durchaus zwei Reichtumstypen festhalten lassen: der alte und der neue Reichtum. Der alte, vererbte und versteckte Reichtum ist stärker von paternalistischen Haltungen begleitet, während beim neuen, enttabuisierten Reichtum das Geld schneller fliesst bzw. berechnender und transparenter eingesetzt wird. Der alte Reichtum heisst, auf ein Kurzformel gebracht, Basel, der neue Zürich. Das bekamen wir in ähnlichen Worten öfters zu hören.

Eine Typenbildung von Reichen liesse sich auch nach einem scheinbar einfachen Aspekt wie dem Verhältnis zum (Sozial-)Staat bilden, wobei sich die Frage stellt, ob nicht gerade in diesem Punkt eine grössere Übereinstimmung vorhanden ist als in anderen Bereichen. Bei unseren Fragen zum Staatsverständnis, auf die sich die siebte und achte Orientierungs-Hypothese beziehen, stellten wir jedenfalls fest, dass bei den Antworten – nebst vielfältigen Differenzierungen – auch bedeutende Übereinstimmungen zum Vorschein kamen, so etwa eine grosse Skepzis gegenüber der Wirksamkeit und Notwendigkeit staatlicher Einrichtungen. Sozialstaatliche Institutionen wurden teilweise als «notwendiges Übel», teilweise als «Luxus» bezeichnet. Der Tenor lautete: so wenig Staat wie nötig. Beim Nachfragen zeigte sich, wie unpräzis die Kenntnisse über das Ausmass staatlicher Ausgaben sind. Es wurden in der Regel viel zu hohe Staats- und Sozialquoten genannt. Auch wurde nur selten zwischen der Sozialleistungs- und der Soziallastquote unterschieden. Einstellungen zur Staatsfrage sind offenbar stark ideologisch geprägt und widersprüchlich. Es gibt Reiche, die mehr Selbstverantwortung fordern und gleichwohl dem Staat, den sie kritisieren, die Zuständigkeit für alle möglichen Probleme zuschieben. Auf der Grundlage unserer Vorstudie können

wir allerdings bloss feststellen, dass uns diese Haltung aufgefallen ist. Interessant und weiter führend wäre hier der Vergleich mit weiteren Bevölkerungsgruppen. Vielleicht förderte er, was das Verhältnis zum Staat betrifft, unerwartet grosse Übereinstimmungen zutage.

3.4 Soziale Verträglichkeit

Die meisten Reichen, mit denen wir gesprochen haben, betrachten ihren Reichtum als sozial verträglich. Sie begründen dies mit der Bedeutung der Wirtschaft für das gesellschaftliche Wohl, den Steuerabgaben, den Spenden sowie sozial ethischen Überlegungen. Bei diesen steht die Bereitschaft im Vordergrund, nach dem Grundsatz der Subsidiarität persönliche Verantwortung zu übernehmen und zu stärken. Die gesellschaftliche Hilfe soll erst dann erfolgen, wenn die Selbsthilfe eines Individuums oder einer Gruppe nicht ausreicht.

Die Subsidiarität ist durch die katholische Soziallehre bekannt geworden. 1891 veröffentlichte Papst Leo XIII. die Sozialenzyklika «Rerum Novarum». Im Vordergrund stand der Versuch, die durch die Industrialisierung ausgelösten sozialen Probleme und Konflikte aufzufangen. In der «Enzyklika Quadragesimo Anno» beschreibt Papst Pius XI. (1931) den «Grundsatz des hilfreichen Beistandes». Was der einzelne Mensch aus eigener Initiative mit seinen Kräften leisten kann, darf ihm nicht entzogen und der Gesellschaftstätigkeit zugewiesen werden. Es verstösst gegen die Gerechtigkeit, für die übergeordnete Gemeinschaft das in Anspruch zu nehmen, was das kleinere Gemeinwesen leisten und zum guten Ende führen kann. Jedwede Gesellschaftstätigkeit soll indes die Glieder des Sozialkörpers unterstützen.

Auf das abstrakte Ordnungsprinzip der Subsidiarität beziehen sich heute recht unterschiedliche Handlungsanleitungen. Wirtschaftsliberale Kräfte begründen mit dem Subsidiaritätsprinzip eine Politik der Einschränkung sozialstaatlicher Interventionstätigkeit und der Stärkung der Marktkräfte. Konservative Kreise verstehen darunter eine Festigung traditionaler Gemeinschaften. Progressive deuten den Begriff im Sinne von Freiräumen für Selbstorganisation und selbstbestimmte Lebensstile. Oswald von Nell-Breuning (1980) verknüpft ihn unabdingbar mit der Solidarität. Der Jesuitenpater lehnt eine pragmatische Hervorhebung der privaten Selbsthilfe ab. Er betont die Pflicht der Gemeinschaft, ihren Gliedern hilfreich zu sein. Das erfordert keine abwartende Haltung. Hilfe ist auch eine Investition. Sie ermöglicht es den Menschen, sich selber zu helfen. Ohne Gemeinschaft, die stets Vorleistungen erbringt, kann das Individuum nicht existieren. Ohne Solidarität gibt es keine Subsidiarität. Zu dieser Tradition der katholischen Soziallehre gehört auch das Postulat der sozialen Verpflichtung des Eigentums. Reiche weisen selber gerne darauf hin, wobei die Frage nach der konkreten Umsetzung kontrovers diskutiert wird.

4 Perspektiven

Reiche spenden viel Geld für soziale Projekte, bevorzugen tendenziell die private Umverteilung und wenden sich gegen staatliche Massnahmen, gegen eine Kapitalgewinnsteuer. Was einst als Grundwiderspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung diskutiert wurde, wird heute selten thematisiert. Michael Schefczyk (NZZ, 3.12.01) stellt eine Entpolitisierung der Frage fest, nach welchen Regeln gesellschaftlicher Reichtum zu verteilen sei. Auch in der Sozialstrukturforschung verlagert sich der Blick von der vertikalen auf die horizontale Ebene, wie Rainer Geissler (1996) feststellt. Die Klassenmodelle des 19. Jahrhunderts unterschieden die Werktätigen noch recht kategorisch vom Bürgertum nach dem Kriterium der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel. Analysen sozialer Schichten und Klassen (von Theodor Geiger u. a.) definierten ab den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts Menschen(gruppen) etwas differenzierter nach ihren äusseren Lebensbedingungen (Beruf, Qualifikationen, Einkommen, Besitz) sowie nach psychischen Merkmalen. Der Blick galt dabei nach wie vor primär den vertikalen Ungleichheiten. Das änderte sich im Verlaufe des 20. Jahrhunderts. Seit den 80er Jahren beziehen verschiedene Theorien sozialer Lagen – nebst materiellen Ressourcen – das subjektive Wohl (Lebenszufriedenheit) stärker ein. Die horizontalen Ungleichheiten stehen auch bei den Modellen sozialer Milieus im Vordergrund, die sich seit den 90er Jahren verbreiten und auf Menschen beziehen, die sich in der Lebensauffassung und Lebensweise ähneln und quasi subkulturelle Einheiten innerhalb der Gesellschaft bilden. Grosse Bedeutung kommen hierbei der gemeinsamen Wertorientierung und dem Lebensstil zu. Die Lagen- und Milieuanalysen weisen auf wichtige Differenzierungen hin, laufen aber Gefahr, trotz gesellschaftlicher Gegensätze die Frage sozialer Klassen zu vernachlässigen und eine Entwicklung zu suggerieren, die «von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus» (Hradil, 1997) führe.

Gerhard Schulze kommt in seiner Studie über «Die Erlebnisgesellschaft» (1992) zum Schluss, dass die Suche nach Glück die Sorge um das materielle Überleben abgelöst hat und die horizontal strukturierten Erlebnismilieus eine immer grössere Bedeutung erlangen. Das erlebnisorientierte Denken ersetzt laut Schulze das produkteorientierte. Beim erlebnisorientierten geht es mehr um den subjektiven Nutzen, beim produkteorientierten um den materiellen. Der Hobbygärtner löst mit seinem Ziergarten die Bäuerin mit ihren Kartoffeln ab. Dem Reich der Notwendigkeit folgt das Reich der Freiheit, der Leistungs- folgt die Personenorientierung, dem Haben das Sein. Der Alltag wird zur Lebensbühne und zur Verlängerung der Innenwelt. Symbolwelten scheinen frei wählbar zu sein. Gesellschaft scheint zur Episode zu verkommen. Nach Pierre Bourdieu (1998) beeinflussen vielmehr die äusseren Faktoren die Denk- und Handlungsmuster bzw. den Habitus eines Menschen, wobei die soziale Klassenlage nicht kausal

determiniert. Es gibt auch feine Unterschiede, die sich über Titel, Kleidung, Sprache, Manieren und den Geschmack äussern. Der Lebensstil ist weder frei wählbar noch beliebig; er folgt vielmehr dem sozialen Rang. Die feinen Unterschiede äussern sich darin, wie man grilliert oder den Tisch deckt. Bourdieu orientiert sich an der Marx'schen Tradition, nach welcher das Sein auch das Bewusstsein bestimmt. Schulze hält sich mehr an Ulrich Beck, der die selbstreflexive Moderne u. a. dadurch kennzeichnet, dass das Bewusstsein das Sein prägt.

Wenn reiche Menschen, was durchaus möglich ist, ihre Spendefreudigkeit weiter ausbauen, ändert das wenig an der strukturellen sozialen Ungleichheit, die – über persönliche Haltungen hinaus – weiter zu ergründen ist. In unserer Arbeit finden sich erfreuliche Beispiele von Reichen, die sich sozial engagieren. Gleichwohl hat die Kluft zwischen den untersten und obersten 10 Prozent der Einkommens- und Vermögensverteilung zugenommen. Der Soziologie kommt die Aufgabe zu, differenziert zu erhellen, was das bedeutet. Dabei stellt sich die Frage, ob die Existenzsicherung vom Goodwill einzelner Reichen abhängen soll oder mehr gesellschaftliche Verbindlichkeit erfordert. Wichtig ist die Transparenz über den Reichtum, zu der unsere Vorstudie einen kleinen Beitrag leistet. Wer den Reichtum untersucht, muss – nebst den Spenden der Reichen – auch die Subventionen an die Reichen berücksichtigen.

5 Literatur

Atkinson, Anthony; Lee Rainwater und Timothy M. Smeeding (1995), *Income distribution in OECD Countries. Evidence from the Luxemburg income study*, Paris: OECD.

Beck, Ulrich (1986), *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Biermann, Benno (2000), *Soziologie*, Neuwied: Luchterhand.

Bourdieu, Pierre (1983), Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Reinhard Kreckel, Hrsg., *Soziale Ungleichheiten*, Göttingen: Schwarz, 183–198.

Bourdieu, Pierre (1998), *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Buhmann, Brigitte I. (1991), *Wohlstand und Armut in der Schweiz. Eine empirische Analyse für 1982*, Chur: Rüegger.

Burri, Stefan (1998), *Einkommens- und Vermögensdaten für eine Armutsberichterstattung. Evaluation von Datenquellen*, Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.

Eidg. Steuerverwaltung (ESTV) (1999), *Gesamtschweizerische Vermögensstatistik der natürlichen Personen 1997*, Abrufbar unter: http://www.estv.admin.ch/data/sd/d (-> Steuerstatistik -> Vermögensstatistik).

Flick, Uwe (1995), *Qualitative Forschung*, Reinbek: Rowohlt.

Geissler, Rainer (1996), Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 2/48, 319–338.

Haseler, Stephen (2000), *The Super-Rich*, New York: St. Martin's Press.

Hradil Stefan und Stefan Immerfall, Hrsg., (1997), Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich, Opladen: Leske + Budrich.

Hradil, Stefan (1997), Soziale Ungleichheiten, Milieus und Lebensstile in den Ländern der Europäischen Union, in: Stefan Hradil und Stefan Immerfall, Hrsg., *Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich*, 475–519.

Huster, Ernst-Ulrich, Hrsg., (1997), *Reichtum in Deutschland. Die Gewinner in der sozialen Polarisierung*, Frankfurt/Main: Campus.

Kaesler, Dirk und Ludgera Vogt, Hrsg., (2000), *Hauptwerke der Soziologie*, Stuttgart: Alfred Kröner.

Kaesler, Dirk (2000), Max Weber, in: Dirk Kaesler und Ludgera Vogt, Hrsg., *Hauptwerke der Soziologie*, 443–464.

Kintzele, Jeff und Peter Schneider, Hrsg., (1993), *Georg Simmels Philosophie des Geldes*, Frankfurt/Main: Hain (Athenäums Programm).

Krause, Petra und Gert Wagner (1997), Einkommens-Reichtum und Einkommens-Armut in Deutschland. Ergebnisse des sozio-ökonomischen Panels (SOEP), in: Ernst-Ulrich Huster, Hrsg., *Reichtum in Deutschland. Die Gewinner in der sozialen Polarisierung*, 65–88.

Kreckel, Reinhard, Hrsg. (1983), *Soziale Ungleichheiten*, Göttingen: Schwarz

Lamprecht, Markus und Hanspeter Stamm (2000), Soziale Lagen in der Schweiz. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 26/2, 261–293.

Leibfried, Stephan und Volfgang Voges, Hrsg., (1992), *Armut im modernen Wohlfahrsstaat*, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Leu, Robert E.; Stefan Burri und Tom Priester (1997), *Lebensqualität und Armut in der Schweiz*, Bern: Haupt.

Levy, René (1997), *Die Schweizerische Sozialstruktur*, Zürich: Pro Helvetia.

Levy, René; Dominique Joye, Olivier Guye und Vincent Kaufmann (1997), *Tous égaux? De la stratification aux représentations*, Zürich: Seismo.

Mäder, Ueli und Elisa Streuli (2002), *Reichtum in der Schweiz*, Zürich: Rotpunktverlag.

Mäder, Ueli (2000), *Subsidiarität und Solidarität*, Social Strategies, Vol. 30, Bern: Peter Lang.

Merton, Robert King (1957), *Social Theory and Social Structure*, New York: Free Press.

Mills, Charles Wright (1971), *The Power Elite*, New York: Oxford University Press.

Nell-Breuning von, Oswald (1980), *Gerechtigkeit und Freiheit. Grundzüge katholischer Soziallehre*, Wien: Katholische Sozialakademie.

Netzwerk für sozial verantwortliche Wirtschaft (2001), *Thesen & Zielsetzungen*, Bern.

Piachaud, David (1992), Wie misst man Armut?, in: Stephan Leibfried und Volfgang Voges, Hrsg., *Armut im modernen Wohlfahrsstaat*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 63–78.

Rammstedt, Otthein (1993), *Simmels Philosophie des Geldes*, in: Jeff Kintzele und Peter Schneider, Hrsg., Georg Simmels Philosophie des Geldes, 13–46.

Schulze, Gerhard (1992), *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt/Main: Campus.

Schulze, Gerhard (1997), Soziologie des Wohlstands, in: Ernst-Ulrich Huster, Hrsg., *Reichtum in Deutschland. Die Gewinner in der sozialen Polarisierung*, 261–288.

Simmel, Georg (1992), *Schriften zur Soziologie*, 4. Auflage, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Simmel, Georg (1993), *Philosophie des Geldes. Gesamtausgabe Bd. 6*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Streuli, Elisa und Tobias Bauer (2002), *Working Poor in der Schweiz. Konzepte, Ausmass und Prolemlagen aufgrund der Daten der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung*, Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.

Veblen, Thorstein (1993), *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*, Frankfurt/Main: Fischer.

Vogt, Ludgera (2000), Thorstein Veblen, in: Dirk Kaesler, Ludgera Vogt, Hrsg., (2000), *Hauptwerke der Soziologie*, 435–439.

Weber, Max (1995), *Schriften zur Soziologie*, Stuttgart: Reclam.

Weick, Stefan (2000), Wer zählt zu den «Reichen» in Deutschland? Sozioökonomische Merkmale der Bezieher von Einkommen oberhalb der 200-Prozent-Schwelle, *ZUMA-Publikation ISI24, Informationsdienst Soziale Indikatoren* 24, 1–4.

Heinz Bonfadelli
Urs Dahinden (Hrsg.)

Gentechnologie in der öffentlichen Kontroverse

Wie kaum eine andere Technologie sorgte die Gentechnologie in den letzten Jahren für Schlagzeilen, auch wenn nach der Genschutzinitiative, die 1998 in einer Volksabstimmung verworfen wurde, der Sturm wieder etwas abflaute. Die Diskussion zur Gentechnologie wird im Sammelband aus verschiedenen Perspektiven nachgezeichnet. Thematisiert werden:

- Die in der Schweiz bisher geführte Diskussion im internationalen Vergleich.
- Motive und mögliche Anreize für ein Engagement der WissenschaftlerInnen in der öffentlichen Diskussion über die Genschutzinitiative.
- Die Thematisierung der Gentechnologie im Fernsehen und in den Printmedien.
- Die mediale Auseinandersetzung mit der Genschutzinitiative und deren Auswirkungen auf die öffentliche Meinung.
- Neue Formen der öffentlichen Kommunikation, die aufgrund der Komplexität der Gentechnologie erforderlich wurden (Publiforen).
- Ethische und moralische Kategorien in der Debatte über Gentechnologie.

Die AutorInnen dieses Sammelbands beobachten die Diskussion zur Gentechnologie als Teil ihrer wissenschaftlichen und journalistischen Tätigkeit seit mehreren Jahren. Mehrere Beiträge aus diesem Band sind im Rahmen des von der EU geförderten Projektes «Life Sciences in European Societies» entstanden. Ziel dieses Projektes ist ein internationaler Vergleich der Thematisierung von Gentechnologie in den Medien und deren Wahrnehmung durch die Bevölkerung.

ISBN 3-908239-89-3
208 Seiten, SFr. 34.– / € 21.–

Heinz Bonfadelli ist Professor am IPMZ (Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung der Universität Zürich) und leitet den Schweizer Teil des internationalen Projektes. Seine Forschungsschwerpunkte sind Medienwirkungen, Risikokommunikation sowie Kinder und Medien.

Urs Dahinden ist Oberassistent am IPMZ (Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung der Universität Zürich). Zu seinen Arbeitsgebieten gehören die Wissenschafts- und Risikokommunikation, die politische Kommunikation und das Internet.

Bestellung

bei jeder Buchhandlung oder mit diesem Coupon beim Seismo Verlag, Postfach 303, CH-8025 Zürich
seismo@gmx.ch, www.seismoverlag.ch

Senden Sie mir bitte gegen Rechnung [ ] Ex. Heinz Bonfadelli / Urs Dahinden (Hrsg.) **Gentechnologie in der öffentlichen Kontroverse** 208 Seiten, 15.5x22.5 cm broschiert SBN 3-908239-89-3 SFr. 34.– / € 21.–

Name _____ Strasse _____

Vorname _____ PLZ, Ort _____

E-Mail _____

Datum _____ Unterschrift _____